

Grundsätzliches zur Psychologie, Soziologie und Pflege der männlichen Jugend : 2. Teil

Autor(en): **Hanselmann, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **31 (1921)**

Heft 5

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788810>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Grundsätzliches zur Psychologie, Soziologie und Pflege der männlichen Jugend.

Von Dr. H. Hanselmann, Zürich.

II.

Jugendzeit ist Werdenzeit. Dieses Werden ist wie alles Werden ein natürlicher Vorgang, und als solcher trotz aller Wissenschaft ewig ein letztes Geheimnis der Schöpfung. Werden bedeutet immer Kampf, beweist, dass inwendige Gegensätze da sind, die sich auswirken und vollenden müssen. Nie ist auch der eitle Versuch, inwendige Gegensätze leugnen oder überbrücken zu wollen, aussichtsloser als gerade bei der Jugend.

Die Natur schafft solche Gegensätze im Körper und in der Seele, es ist eine geheimnisvolle Überführung des Unreifen zum Reifen. Diesen natürlichen Vorgang können wir nicht abschaffen dadurch, dass wir ihn mit Verachtung strafen oder gar verbieten. So wenig es einen Sinn hat, dem Baum das Blühen zu verbieten oder der Märznacht den Sturm, weil die Blüten noch keine Früchte sind und der Sturm dem Frühling so gar nicht ähnlich sieht, so wenig können wir es ändern, dass die Werdenzeit der Jugend neben körperlichen insbesondere seelische Begleiterscheinungen zutage fördert, die ganz eigener Art sind und uns ganz und gar nicht gefallen wollen. Das Reifwerden ist andern Naturvorgängen verwandt, die wir freilich mehr achten, ja heiligen, der Zeugung und Geburt und dem Sterben. Ein letztes an diesen Vorgängen, ihr tiefster Sinn wird an ihnen trotz allen Fortschritten der Verstandeswissenschaft unbegreiflich, wunderbar bleiben. Wir können diese Prozesse nicht nachmachen mit keiner Kunst, wir können sie aber auch nicht aufhalten. Das Reifwerden ist insofern vom Sterben und Gezeugtwerden verschieden, als dem Reifwerdenden die Erinnerung an diesen Vorgang gegeben ist. Dagegen stellt das Werden einen Prozess dar, der nicht einmalig ist, sondern sich auf eine relativ grosse Zeitstrecke verteilt und in seinen einzelnen Akten wenig sichtbar wird. Das mag auch erklären, warum wir das Reifwerden nicht in gleicher Weise wie die einmaligen Akte des Gezeugt- und Geborenwerdens und des Sterbens als etwas Un erklärliches heiligen gelernt haben. Das Reifwerden ist zu sehr unanschaulich und zu viel vom alltäglichen Geschehen überdeckt, als dass uns ein eindeutiger Gesamteindruck bliebe.

Wir denken aber an die Werdezeit zurück, wie etwa „der Reiter über den Bodensee“ über seinen Weg: Da also bist du vorbei gegangen, und wie wenig hätte geschehen müssen, und du wärest untergegangen. Freilich, neben all den nachttiefen Abgründen war zu Zeiten auch wieder ein weicher Schmelz und ein Glanz in unserer Seele, der selbst als späte Erinnerung noch Kraft genug hat, viel Hässlichkeit der Vergangenheit zu vergolden. Fast alle Dichter singen und sagen davon. Und wieder zu Zeiten hat ein unsagbares, unergründbares Weh, ein Weltschmerz die Sonne und die Sterne verdunkelt.

Fast jeder von uns kennt solche, die in jene Abgründe auf immer versunken sind. Wer wagt es noch, herzlos oder entrüstet vom jugendlichen Selbstmorde zu sprechen?

Es ist mir unerklärlich geblieben bis heute, warum und wie bald sehr vielen Erwachsenen die Erinnerung an dieses Jugenderlebnis abhanden gekommen ist, wie sie unduldsam und ungeduldig werden denen gegenüber, die nun nachkommen und mitten drin sind in der Werdezeit. Wohl werden wir annehmen müssen, dass das Erlebnis der Reife grosse individuelle Unterschiede hinsichtlich der Stärke und der Dauer der einzelnen Erscheinungen aufweist, das beim einen mit einer gewissen behaglichen Stetigkeit und in flachem Wellengang daherkam, was auf den andern mit Sturmesgewalt einhertobte. Aber dennoch müssen wir schwer anklagen.

Ist es nicht Tatsache, dass man in der Mittelschule und im praktischen Leben, in der Werkstatt und am Familientisch so tut, als wüsste man rein nichts mehr von dieser sonderbaren Jugendzeit. Oder soll die blöde Mode, die Jugend nach dem fünfzehnten Lebensjahre plötzlich mit „Sie“ anzureden, etwa unser verständnisinniges Wissen um jene schwere Zeit, in der sie nun mitten drin stehen, dokumentieren, unser besonderes Wohlwollen und unsere Hilfsbereitschaft den jugendlichen Kämpfern kundtun. Man sagt doch aus Höflichkeit, allermeist aber aus Mangel an herzlichen Beziehungen und zu einem Fernerstehenden „Sie“. Ein Erzieher und Jugendfreund muss aber zu seinen Zöglingen mehr als höflich sein. Er kann das Beste, was er zu sagen hat, nicht „per Sie“ sagen.

Leider tun auch die Eltern, gerade der sogenannt bessern Stände, ebenso, wenn auch freilich nicht alle mit gutem Gewissen. Mehr als einmal hat mir eine Mutter bekannt, dass es ihr „ungemütlich“ sei, zuzusehen, wie ihr der Sohn oder die Tochter langsam entwachse sich ihr innerlich entfremde. Aber, so klagt sie weiter, sie traue sich nicht mehr recht, davon anzufangen. Die Meisten begnügen sich

deshalb mit einer schal-neutralen Einstellung, und sie ergeben sich ganz dem Heimweh nach den Zeiten, wo ihre Kinder noch kindlich, noch „so dankbar, unverdorben und anlehnungsbedürftig“ waren und mit sich machen liessen, was die Eltern wollten. Viele Eltern aber wollen das Reifwerden verbieten und abschaffen oder es ihren Kindern ersparen dadurch, dass sie sie ein- und abschliessen. Dieses törichte und unmögliche Beginnen hat ihren Kindern so oft den Untergang bereitet.

Es ist eine besondere Eigentümlichkeit des Reifwerdens, dass es scheinbar so nichts Planmässiges an sich hat, dass es nicht wie eine gerade Linie verläuft. Die Fünfzehnjährigen von gestern sind über Nacht ganz anders geworden. Es wundern und entrüsten sich die Eltern heute über den frühreifen, morgen über den noch so kindischen, unreifen Sohn. Der jungen Tochter redet man immer wieder vor, dass sich für sie dies und das nicht mehr schicke, dass sie hingegen dies und jenes schön können und haben sollte. Eben dieses wechselvolle Verhalten macht die Eltern unglücklich; wenn die Söhne und Töchter wenigstens in allem und dauernd frühreif bleiben wollten, ja dann könnten sie ja zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Aber ach, sie sind ja auf einmal wieder so bubenhaft.

Ich möchte sagen, es gehe den Eltern mit der Wertung und Schätzung des jeweiligen seelischen Reifezustandes wie mit dem Anmessen der Jünglingshosen. Wie man es macht, es ist nicht recht. Was heute gerade passt, ist morgen zu kurz oder umgekehrt. Es besteht nur ein Unterschied: Während man gewöhnlich die Hosen des Jünglings so verschwenderisch lang macht, bemisst man im allgemeinen seine seelische Reife zu armselig knapp und kurz.

Und die Wissenschaft? Sie ist, was die Psychologie der Pubertätszeit anbelangt, noch ganz am Anfang, und es wäre gefährlich, aus den wenigen einwandfreien Versuchen und Untersuchungen eine Methode abzuleiten für die Behandlung der Jugendlichen. Im allgemeinen ist zu sagen, dass insbesondere das Gefühls- und Willensleben alteriert wird durch diesen Werdeprozess. Mit Sicherheit ist dargetan, dass dagegen das intellektuelle Leistungsvermögen am wenigsten tief berührt wird durch die grosse Zahl neuer Reize, die während der Entwicklung der Geschlechtsorgane dem Gehirn zuströmen. Wohl wirft der Aufruhr, der im Gefühls- und Willensleben umso stärker tobt, seine Schatten auch herüber auf das Vorstellungsleben, auf das Urteilen und Schliessen und trübt und verlangsamt hier vorübergehend. Umgekehrt aber ist auch eine gewisse Isoliertheit und Ablösung des

Verstandeslebens vom übrigen Seelenleben nachweisbar, und zwar insofern, als in dieser Zeit der Verstand kaum irgend welche Macht hat über den Willen, er muss vielmehr gleichsam untätig und aus der Entfernung zusehen, wenn im Gefühls- und Willensleben das Unwetter in allen Winkeln wetterleuchtet und losbricht.

Aus diesem Grunde ist denn auch die seelische Erforschung der Pubertätszeit nur zum kleineren Teile eine Aufgabe der experimentellen Psychologie, deren Mittel, Messen und Zählen bekanntlich wenigstens heute noch kaum anwendbar sind auf die Erscheinungen des Gefühls- und Willenslebens.

Gibt es nun nicht sehr zu denken, dass die Erwachsenen fast überall, in der Schule, in der Werkstatt, auf der Strasse, ja selbst in der Familie so tun, als wüssten sie nichts von einer Werdezeit. Durch diese Gleichgültigkeit machen wir aber aus der Werdezeit eine Notzeit der Jugend. Aber es steht ja noch schlimmer. Die Werdezeit wird nicht nur ignoriert, die Jugendlichen werden nicht selten von den Erwachsenen verspottet oder lächerlich gemacht. Wenn je etwas von jenem besondern Glanz oder Weh der jugendlichen Seele gewaltsam durchbricht, weil es gar nicht mehr anders kann, dann wird es als „altklug“ belächelt oder als Ungehörigkeit verboten. Wenn es hoch kommt, wird dem Jugendlichen eine Rede belehrenden Inhaltes gehalten und an Beispielen dargetan, dass er sich doch ja nicht einbilden sollte, es wäre etwas Besonderes in ihm. Wie furchtbar haben darunter unsere grössten Männer gelitten. Man spricht von „Jugendeseleien“, die ja jedem passieren, von „Grosshanserei“ und man entheiligt dadurch ganze Welten voll wirklicher Grösse. Ich könnte von einem begabten Mädchen erzählen, das unglücklicherweise in der Fortbildungsschule ein einziges Verslein aus ihrem übervollen Herzen in einen Aufsatz hatte entschlüpfen lassen. Man hat es erst vor der ganzen Klasse lächerlich gemacht und ihm darauf in „freundschaftlicher“ Weise bewiesen, dass es erstens mit dem Dichten seit Goethe und Schiller und Gottfried Keller überhaupt vorbei sei, weil es Schöneres auf der Welt nicht mehr geben könne. Darauf hat man sich zuhause über solche Entartung schwer entrüstet und durch die verschiedensten Abhärtungsmethoden Eisen- und Kalkhaltiges für die zarte, suchende Seele verschrieben. Das Mädchen ist darauf erst innerlich und dann auch körperlich in Verwahrlosung und trotziger Einsamkeit zugrunde gegangen. Ihr nachgelassenes Tagebuch soll nun vielleicht im Druck herausgegeben werden, weil es von hohem literarischen Werte sei.

Neben den physiologisch-psychologischen Faktoren, die die Jugendzeit als ein eigenartiges, von allen andern menschlichen Altersstufen verschiedenes Erlebnis charakterisieren, darf man jenen bedeutsamen äusseren Faktor nicht vergessen, den wir als selbsttätige Einordnung des jugendlichen Ichs in die Umwelt und als Vorbereitung auf ein selbständiges Erwerbsleben umschreiben könnten. Wir könnten diesen Faktor den soziologischen nennen neben dem psychologischen. Auch dieser begreift wieder eine grosse Summe von Einzelumständen in sich.

Die Reifezeit beginnt für den grössten Teil aller Jugendlichen mit der Beendigung der Schulzeit. Zu dem Neuen, was aus dem Individuum selbst stammt, kommt also auch äusserlich etwas ganz Neues hinzu, nämlich einmal die Erweiterung des gesamten Lebenskreises und eine vermehrte Selbständigkeit des Handelns. Wir müssen darin immer besser erkennen lernen eine tiefeinschneidende Veränderung der Entwicklungsbedingungen. Der Jugendliche wird mit einem Male Mitglied einer im Vergleich zu den Mitschülern wesentlich anders gearteten Menschengruppe. Man denke nur an die Berufslernenden und an die nichtlernende Jugend beiderlei Geschlechts. Dieser Eintritt ins sogenannte „Freie Leben“ muss notwendigerweise einen grossen Einfluss auf die Entwicklung des Seelischen ausüben, ja ihr unter Umständen geradezu die Richtung geben. Auch für den Fall, dass der Jugendliche in der eigenen Familie vorläufig bleibt, wird er durch den neuen Umgang in der Arbeits- und Freizeit in einer andern Gesamteinstellung zur Mit- und Umwelt geradezu hineingezwungen. Die unklare Fülle von Tradition, in die er so plötzlich mitten hineingestellt wird, muss die ihm geläufige Überlieferung an Begriffen und gutem Glauben aus der eigenen Familie, namentlich in städtischen Verhältnissen stark übertönen. Sehr oft, es ist ja so bekannt, steht diesem Einsturm von Neuem nichts oder nichts Bestimmtes entgegen, was aus dem häuslichen Milieu kommen müsste; dann ist ihm der Jugendliche auch ganz und gar ausgeliefert.

Hierzu kommt weiter, dass jener Eintritt ins freie Leben allermeist nicht freiwillig, sondern unter dem bitteren Zwang der ökonomischen oder anderen Verhältnisse der Eltern geschehen muss. Kein Wort der letzten Zeit ist darum so bald und überall zum Schlagwort geworden, wie das folgende: „Freie Bahn dem Tüchtigen“.

Wir hören es immer wieder von Erwachsenen, dass der Jüngling so oft anders gewählt hätte, wenn er hätte wählen dürfen. Jener Zwang aber hat bei intelligenten Burschen und Mädchen eine zwar

selten an der Oberfläche wahrnehmbare, dafür aber umso mehr in die Tiefe einschneidende Wirkung gehabt und ist oft die letzte Wurzel einer lebenslänglichen Verstimmung und Verbitterung.

Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Neu-Gruppierung der Jugendlichen birgt also eine grosse Fülle von Gefahren in sich. Auch hieraus erhellt wieder die Forderung, durch planmässige Mehrung und Vertiefung unserer Erfahrung, durch genaues Studium sehr vieler Einzelindividuen dazu zu gelangen, gewisse Durchschnittstypen und namentlich deren untere und obere Leistungsgrenzen aufzustellen.

Man wird nun beim Rückblick auf die bisherigen Darlegungen viele Einwände machen wollen. Ich kann nicht auf alle möglichen eintreten, möchte aber doch wenigstens einigen oft gehörten die Spitze abbrechen. Die Erwachsenen fragen entrüstet: Sollen wir nun uns denn wirklich im Ernst von dero Hoheit Jugend alles gefallen lassen, uns gar noch vor ihr bekreuzigen, wenn sie uns voll Undank einfach auf die Seite stellen will oder uns mit Wutschnauben anfällt? Nun, ob man es sich gefallen lassen will oder nicht, ist hier gar nicht die Frage, weil man es sich gefallen lassen muss. Mit dem Reifwerden ist es wie mit dem Blühen und dem Frühlingssturm. Gewiss, wir können Gewalt anwenden, zurückhalten, einwärtsbiegen, aber wir verbiegen dadurch die junge Seele. Andererseits habe ich schon einmal darauf hingewiesen, dass die Art der Reaktion auf die Art der Einwirkung der Erwachsenen schliessen lässt.

Ja aber, so zweifelt und argwöhnt man weiter: „Wenn wenigstens mit einiger Sicherheit zum voraus zu erkennen wäre, dass später wirklich einmal etwas Grosses und Berühmtes aus diesem Gebrodel würde. Aber bekanntlich wird ja aus einem ganzen Jahrgang kaum eine oder einer etwas besonderes. Die meisten erreichen doch nur einen unberühmten Durchschnitt, und wenn sie zu Zeiten während ihres Reifwerdens auch zu noch so schönen Hoffnungen berechtigten. Wer also kann es wissen, welche soll man „schonen“? — Wie gut, dass wir es nicht wissen können. Sucht nicht auf der Schulbank und unter den Jugendlichen nach zukünftigen Berühmtheiten! Denn das Werden, die eigenartige Jugendzeit ist überall, im Vorderhaus und Hinterhaus, in Stadt und Land. Das aber ist noch ein ganz besonderes Geheimnis der Jugendzeit, dass sie eine Zeitlang auch jene Jugendlichen verklärt, anmutig und lebenswürdig macht, die später wieder „ganz gewöhnlich“ werden. —

Endlich möchte ich noch auf die folgende Tatsache hinweisen.

Wie wollen wir es erklären, dass wir in unserer Sprache, weder im Schriftdeutschen noch im Dialekt, eine eindeutige ernstgemeinte Bezeichnung für die Jugendlichen beiderlei Geschlechtes haben? Es wäre eine ausserordentlich interessante Aufgabe, einmal systematisch die tieferen psychologischen Ursachen und die kulturellen Gründe für diesen Mangel aufzudecken. Die meisten Namen, die bei uns für diese Altersstufe gebräuchlich sind, z. B. Jüngling, Backfisch, junger Mann, Jungfrau, Bube, Bursche, Fräulein usw., sie alle haben eine ironische Note. Sie werden nicht ernst gemeint, man braucht sie am liebsten in Anführungszeichen oder als Übernamen. Man vergleiche damit die Eindeutigkeit der Bezeichnungen Mann, Frau, Kind. Der Mangel des Treffenden in der sprachlichen Bezeichnung bedeutet ganz allgemein, wo er uns begegnet, immer eine Unsicherheit der Erfassung, Auffassung und Beurteilung von Zuständen und Verhaltensweisen. Man behilft sich in allen solchen Fällen mit einem mehr oder weniger verbindlichen Ausdruck, den man notwendigenfalls, ohne sich etwas zu vergeben, wieder zurücknehmen kann. — —

Und nun fragt man: Was können wir denn tun? Die Frage klingt fast wie ein Vorwurf. Vielleicht auch hat uns diese Betrachtung der Tatsachen mutlos gemacht. Was mich anbetrifft, so muss ich gestehen, und ich habe es in jahrelangem engen Verkehr mit besonders schwer zu behandelnden Jugendlichen immer wieder erlebt: Wir können im Grunde gar nichts machen. Wir müssen ganz einfach machen lassen! Wir können dem Menschen weder verbieten noch ihm ersparen das Durchleben und Erleben der Werdezeit, eines natürlichen Vorganges wie Geborenwerden und Sterben. — Man vergleicht die Jugendzeit, das Reifwerden etwa mit der Gärzeit des jungen Weines und etwas an dem Bilde ist zutreffend. Wir können vom Weinbauern etwas lernen: Er fragt und probiert den gärenden Wein nicht, er stört diesen Prozess nicht, weder durch Neugier noch durch Entüstung. Er tut vor allem aber keinen Spunten ins Fass, weil er weiss, dass das, was da oben herausschäumt, auch heraus muss, sonst könnte es das Fass sprengen. Er tut den quellenden Schaum weg ohne Murren, aber es fällt ihm nicht ein, aus diesem Schaum etwa die Güte des späteren Weines erraten zu wollen. Er legt dagegen von Zeit zu Zeit das Ohr an das Fass und freut sich, wenn es drinnen saust und braust. Aber er kann warten. Er wäre nur dann besorgt, wenn es in dieser Zeit im Fass nicht sausen und brausen wollte. —

So können wir also doch etwas tun: Wir können warten lernen, dabei stehen, schonen. So wird einmal die Werdezeit statt zu einer

Notzeit zu einer Schonzeit. Dieses Dabeistehen soll zum Beistehen, das Verstehen zum gegenseitigen Verständnis ausgestaltet werden. Wenn der Jugendliche weiss: Es ist jemand da, so ist ihm vieles leichter gemacht. Diesen Beistand und diese Geduld und Gnade des Wartens muss jeder Jugendpfleger lernen und muss weiter lernen, sein Verhalten dem einzelnen Individuum anzupassen. Schon viele Freundinnen und Freunde der reifen Jugend haben vor uns Erfahrungen gemacht, sie sind gesammelt und zu Methoden und Formen der Jugendpflege verarbeitet worden. Ohne den unbestreitbaren Wert solcher Hilfsmittel herabmindern zu wollen, erscheint es mir aus Überzeugung Pflicht, vor einer Überschätzung, ja Anbetung solcher Methoden gerade heute eindringlich zu warnen. Auch bei uns stossen wir z. B. immer wieder geradezu auf einen Aberglauben an die Allmacht der vereinsmässigen Organisation der Jugend. Und wenn man die Geschichte der Jugendpflege überblickt, so findet man fast immer diese organisatorischen Fragen im Vordergrund der Diskussion. Und doch lehrt uns die Beobachtung, dass gerade jene Jugendlichen, die es am schwersten haben, die durch den Reifeprozess bis in die letzten Tiefen aufgewühlt werden, nicht in den Vereinen sind. Sie bleiben aus Schamhaftigkeit und Ehrlichkeit einsam, sie sind mit ihrem Geheimnis im Gefühls- und Willensleben nicht wohl im Vereinssaal und in der Festhalle. Werden macht so einsam wie das Sterben, man muss es allein durchmachen. Das Dabeistehen und das wohlwollende, duldsame Schweigen von lieben Mitmenschen freilich sind die schönste Vorbedingung für eine Heiligung dieses Naturvorganges. —

Ich hoffe, dass ich nach allem Vorangegangenen nicht missverstanden werden kann, wenn ich sage: Wir können im Grunde nichts machen. Ich deutete ja schon an, dass jenes Dabeistehen zum Beistehen werden muss. Das erste, was wir tun müssen, ist, uns das Vertrauen der Jugendlichen zu erwerben. Von der Schaffung dieses Vertrauensverhältnisses hängt alles ab, was wir weiter unternehmen können. Es muss uns nunmehr klar sein, dass der Jugendliche z. B. nicht der Berufsberatung allein oder nur in erster Linie bedarf. Fassen wir aber auch alles das, was heute in organisierter Form den Jugendlichen an Pflege und Fürsorge angeboten und aufgezwungen wird, so werden wir die Empfindung nicht los, dass alle die vielen Einzelbestrebungen zusammen noch kein Ganzes ergeben. Sie bedürfen einer Zusammenfassung. Die heutige Jugendpflege leidet in gewisser Hinsicht an ihrer Geschichte. Der besondere Zweck der einzelnen

Jugendpflegeorganisationen war bisher zu wenig orientiert im Pflegeobjekt, im Jugendlichen selbst. Vielmehr hat man mehr oder weniger deutlich immer den Wahlspruch zugrunde gelegt: „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft.“ Es ist sehr lehrreich, in der Geschichte des letzten halben Jahrhunderts einmal anhand der Jugendpflege-Organisationen zu untersuchen, wer da alles die Zukunft haben wollte, das heisst also, sich bemühte, die Jugend zu sich herüberzuziehen, sie einzufangen und auszunützen für die eigenen Machtgelüste.

Eins muss wieder kommen, oder muss noch kommen in unsere Arbeit für die reifere Jugend: die rechte Liebe zur Jugend. Die Liebe, ich will einmal ein durch Missbrauch arg entheiligt Wort in besonderer Betonung gebrauchen, die Freundschaft muss der Ausgangspunkt unserer einzelnen pflegerischen und fürsorgerischen Massnahmen an der reiferen Jugend sein, dann wird sie auch den inneren Zusammenhang schaffen zwischen ihnen. Auf diese Weise allein gelingt es uns, die Bedeutung jener einzelnen Massnahmen zu erkennen, und wir bleiben bewahrt vor deren Überschätzung und vor Einseitigkeit.

Pestalozzi hat gefordert: Aller Unterricht sei anschaulich; viele haben das so verstanden, dass sie in der Woche zwei Stunden Anschauungsunterricht eingeführt haben. Der Krieg lehrte uns, dass der heutige, durch und durch intellektualistische Schulunterricht den Schüler nicht zum bewussten Staatsbürger und zum Menschen in der Gemeinschaft heranzubilden vermöge. Man hat gefordert, der Unterricht sei nicht nur bildend, sondern erziehend. Viele haben daraufhin zwei oder mehr Stunden „nationale Erziehung“ oder „staatsbürgerlichen Unterricht“ in den Stundenplan aufgenommen.

Und wenn in den letzten Jahren die Forderung der Berufsberatung so laut ertönt ist, dass es schon heute sehr viele Jugendpfleger gibt, die glauben, dass mit der Berufsberatung alles getan sei, so stehen wir vor einer ähnlichen Verwechslung von Mittel und Zweck. Wir wissen aber, dass die Tüchtigkeit zur Arbeit noch nicht die Hälfte darstellt der Tüchtigkeit zum Leben, der sozialen Brauchbarkeit eines Menschen. Wir wissen ja, dass viele ausgezeichnete Arbeiter dennoch ins Zuchthaus kommen.

Die Berufsberatung kann nur dann ein wertvolles Mittel der Jugendpflege werden, wenn sie sich auswirkt in der erhabenen gesamtmenschlichen erzieherischen Einstellung, die die Liebe zum Jugendlichen allein zu vermitteln vermag.

Die Berufsberatung hat den einen grossen Vorzug vor anderen

Fürsorgebestrebungen, dass sie anschaulich ist, d. h., ein sofort ersichtliches, nahes Ziel hat. Deswegen stellt sie gleichsam ein Einfallstor dar, bildet einen anschaulichen und unverfänglichen Anknüpfungspunkt. Aber sofort nachdem die Beziehung hergestellt ist, so wird sich die Berufsberatung ausweiten, zunächst zu einer Lehrlingsfürsorge bis zu einer Beratung und bis zum Beistand in allen menschlichen Angelegenheiten.

Wir wollen uns aber stets vergegenwärtigen, dass die Berufsberatung in der heutigen Ausübung nur einen relativ kleinen Teil der gesamten reiferen, schulentlassenen Jugend zu erreichen vermag. Sie erfasst alle diejenigen nicht, die keinen Beruf lernen können oder wollen. Die fortschreitende Arbeitsteilung in der Industrie führt immer mehr dazu, Arbeitsarten zu Qualitätsarbeit auszugestalten, die keine eigentliche Lehre, sondern nur ein kurzes Anlernen im Betriebe selber notwendig machen. — Andererseits sucht die grosse Zahl Jugendlicher, die die allgemeinen Mittelschulen besucht, die Berufsberatungsstelle heute wenigstens noch nicht auf.

Alle diese Gruppen Jugendlicher stehen aber dennoch in der Werdezeit, das heisst, sie alle bedürfen ebenfalls jener liebevollen Schonung, die wir als erstes Erfordernis einer Jugendpflege erkannt haben. —

Wir besitzen nun eine Organisation, die diese erhabene Aufgabe des menschlichen Beistandes sich zum Ziele gemacht und sich den Namen gegeben hat: Verein der Freunde des jungen Mannes. Seine Aufgabe ist keine Spezialaufgabe am Jugendlichen, er will nichts v o n ihm, er will f ü r ihn sein. Er will aus seiner Freundesaufgabe nicht gleichsam ein Spezialfach machen. Der Freund will da sein, wenn ein Jugendlicher Rat und Beistand sucht. Diese hohe Auffassung der Aufgabe birgt aber hinsichtlich ihrer praktischen Verwirklichung grosse Gefahren in sich. Wer alles will, kann nichts tun!

Am besten wird jener Gefahr begegnet dadurch, dass die Freundesarbeit in den engsten Zusammenhang gestellt wird mit allen Organisationen, die auf einem bestimmten Gebiet der Jugendpflege tätig sind. Der „Freund des jungen Mannes“ wird auf diese Weise bald erkennen, wieviel er selbst tun kann, und wie viel mehr er andern, besser befähigten Mitarbeitern übertragen kann. Das „Bureau des Freundes des jungen Mannes“ ist somit gleichsam eine Sammelstelle, eine Schaltzentrale, in der alle Fäden zusammenlaufen, die den Jugendlichen mit seinen vielartigen Bedürfnissen verbinden können mit den geeigneten Beratern und Fürsorgern. Er wird vielleicht wenig mehr

selber tun können in spezieller Beratung, ja er wird solche Aufgaben nur noch dort übernehmen, wo ihm dafür niemand zur Verfügung steht. Aber er wird stets über allen speziellen Aufgaben stehen müssen und die Zusammenfassung aller an verschiedenen Orten und Stellen erfolgten Beratung und Fürsorge darstellen.

Die bereits bestehenden Organisationen der Pflege und Fürsorge für mannigfache Gruppen der Jugendlichen ist an den einzelnen Orten sehr verschieden zahlreich und weist die verschiedensten Formen auf. Eins muss uns klar geworden sein: Wir dürfen uns nicht beschränken in unserer Dienstbereitschaft auf einzelne hier mehr, dort weniger zutage tretende Nöte der Jugend. Wir müssen stets uns liebevoll einstellen auf die eine grosse Not der Jugend, in die sie das Reifwerden äusserlich und innerlich eine Zeitlang bringt. Alles, was wir am Jugendlichen und für ihn im einzelnen tun, muss getragen sein von der uneigennützigen Liebe zu ihm, die in ihm einen ganzen Menschen, einen Menschen erkennt, dem die Zukunft gehören wird.

Das Problem des Künstlers bei Thomas Mann.¹⁾

Von Dr. Willy Tappolet, Genf.

I.

I. Durchblättern wir die Werke von Thomas Mann, so versetzt uns die Vielseitigkeit menschlicher Typen, denen wir begegnen, in Erstaunen. „Der Mensch hat von jeher mein ganzes Interesse in Anspruch genommen,“ sagt Mann in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“, einer Chronik und Konfession aus den Kriegsjahren, „der Mensch und wohl noch das Tier; aber nicht etwa die Kunst oder die Landschaft, z. B. auf Reisen. Meine Bücher haben fast keine Landschaft, fast keine Szenerie bis auf die Zimmer. Aber Menschen leben eine Menge darin, und man sagt, dass sie ‚liebevoll‘ beobachtet und dargestellt seien.“ Wollte man einwenden: Zeichnet er nicht im „Tod in Venedig“ den ganzen Zauber einer venezianischen Nacht mit den seltsamen Rufen der Gondolieri auf den verschwiegene Kanälen, den Lido und das Meer, das weite — unendliche? Man achte genau: Landschaft dient nur als Hintergrund. Im Vordergrund des Bildes steht immer der Mensch. Ein schönes Beispiel der intimen Wechselbeziehungen von Mensch und Natur steht im zweiten Teil der Buddenbrooks. Dort bekennt Thomas Buddenbrook, der an der Ostsee gross geworden, in vollendeter Rede, was ihm das Meer und die Berge bedeuten.

¹⁾ Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich.